

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Landbote. 1849-1934 1934

226 (27.9.1934) Beilage zum Landboten

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft

Beilage zum Landboten (Sinsheimer Zeitung)

Feldbau

Ob die Grenze noch stimmt?

Jetzt, wo die Getreideernte eingebracht ist und die Felder leer sind, wird mancherorts von den Gemeinden die Befestigung der Dorf- oder Baugrenze, der niederdeutsche Schnatgang (Schnat = Schneide, Grenze) vorgenommen, um zu prüfen, ob noch alles in Ordnung sei, um umgefallene Grenzsteine wieder aufzurichten oder zu erneuern und irgendwelche Ueberschreitungen zu berichtigen. — Solche Flurumgänge um die Felder beruhen auf Kullhandlungen und Rechtsbräuchen vorchristlicher Zeit. Sie sind als heidnisch-germanische Wittgänge und Dankopfer für Acker- und Erntesege anzuspüren. In uralten Zeiten wurden die Fluren und Grenzen meist an einem Donnerstag, dem Tage des germanischen Gottes Donar, umschritten; denn der erste Donnerstag je im dritten Monat (also auch September) wurde für heilig gehalten. Die Feldstätten, auf denen von den heidnischen Priestern Ernteeopfer dargebracht wurden, waren mit Haselzweigen abgesteckt, um die Fluren gegen böse Wetter und Blitschlag zu schützen; denn wo die Hasel steht, schlägt nach altem Bauernglauben der Blitz nicht ein. — Mit der Zeit sind die heidnisch-religiösen Flurumgänge zu rechtlichen Grenzbesichtigungen und Grenzberichtigungen geworden. Die dörflichen Gemeindevertreter gehen dabei von Grenzstein zu Grenzstein. Die Dorfältesten nehmen wohl auch einige Dorfungen und zukünftige Hofherben mit und bedenken diese an bestimmten Stellen mit Ohrfeigen oder sonstigen empfindlichen Handgreiflichkeiten als „Denkzettel“, angeblich damit sie sich auch in Zukunft der Grenze wohl erinnern! Nach Schluß des Grenzgangs pflegt dann im Wirtshaus ein fröhliches Zusammensein der Dorfbewohner mit Schmaus und Tanz stattzufinden.

Behandlung von Käfergetreide

Da sich bei der heidigen Käferfrage lässliche Mißstände herausgebildet haben, wird das Schiedsgericht, wie die N.-L. Landpost berichtet, künftig nach folgenden Grundsätzen verfahren: Hat das Schiedsgericht den Eindruck gewonnen, daß eine Ware käferfrei ist und daß sich lediglich außen an den Säcken vereinzelte Käfer befinden, so soll dem Ablader das Recht zustehen, die Ware nochmals eventuell durch eine Kommission des Schiedsgerichts genauestens auf Käfer untersuchen zu lassen bzw. die Ware umladen zu lassen. Die dadurch entstehenden Kosten hat in jedem Fall der Ablader zu tragen.

Kartoffelfeuer

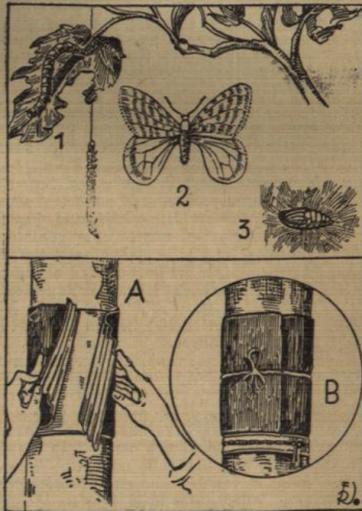
Das Abbrennen des Kartoffelkrautes ist vielerorts alter Brauch. Aber dieser Brauch ist für den Betrieb keineswegs günstig, denn wertvolle Humussubstanzen wird dadurch dem Boden entzogen. Richtiger ist es, das Kraut auf Wiesen und Weiden auszubreiten und für den Winter so liegen zu lassen. Das Kraut wird ausgelagert und seine wertvollen Stoffe, besonders Kali, kommen der Wiese zugute. Außerdem wird bei hohem Schnee eine Luftschicht über dem Gras erhalten. Im Frühjahr kommt dann das Kraut entweder unmittelbar auf den Misthaufen oder auf dem Umwege über den Viehstall. In freitrotzarmen Wirtschaften wird das Kraut gleich als Streu benutzt, kommt dann auf die Wiesen und Weiden und nach Auslangen durch Schnee und Regen wird es ein zweitesmal als Einstreu verwendet. Oder aber das Kraut wird nach den ersten Frösten hoch auf die Kartoffel- und Rübenmieten gepackt und verhindert damit ein Anfrieren und Verfaulen der Knollen. Dann kann es im Frühjahr ebenfalls noch durch den Kuhstall wandern, ehe es auf dem Misthaufen landet.

Das Kartoffelkraut spielt also eine wichtige Rolle und ist zum Verbrennen zu schade. Es lohnt die Einfuhr und fördert das Wachstum der Wiesen und Weiden. Wird es dagegen verbrannt, so bleibt nur die ziemlich nutzlose Asche.

Schädlingsbekämpfung

Der Frostspanner

Wir unterscheiden den kleinen und großen Frostspanner, ersteren mit 3 Zentimeter und letzteren mit etwa 4 Zentimeter Flügelspannung. Beides sind Nachflatter, die also erst mit Beginn der Dämmerung zu fliegen beginnen. Der



große Frostspanner erscheint zeitlich etwas früher, schon im September, während sein kleinerer Bruder hauptsächlich im Oktober und November sein Unwesen treibt. Die Raupen der kleineren Art sind anfangs hellgrün, dann weißlich-grün, während die des großen Frostspanners mehr braun, mit Andeutung eines doppelten dunklen Rückenstreifens und scharf abgegrenzten Ringe erscheinen. Beide Arten sind unseren Obstbäumen gleich schädlich. Schon im Juni sind die Raupen ausgewachsen. Sie lassen sich dann an einem Spinnfaden (Abb. 1) zur Erde, vertreiben sich im Boden und verpuppen sich dort (Abb. 2). Im September bzw. Oktober erscheinen dann die Falter (Abb. 3) und umschwärzen in der Dämmerung unsere Obstbäume.

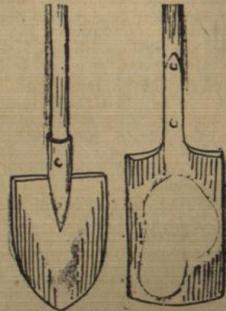
Eigentümlich beim Frostspanner ist, daß nur die Männchen geflügelt sind, die Weibchen sind fast flügellos. Letztere können darum nur kriechend auf die Bäume gelangen. Gerade diesem Umstande ist es zu danken, daß die Bekämpfung dieses Schädlings so einfach ist, nämlich durch Anlegen von Veimringen. Diese sind jetzt sofort anzubringen. Das Anlegen zeigen die Abbildungen A und B. Die Gürtel sind öfters nachzusehen. Gegebenenfalls ist mit einem neuen Veimring nachzuhelfen und zwar bis in den Frühling hinein. Baumspindel müssen ebenfalls einen Veimring erhalten. Somit werden nur die eiertragenden Weibchen gefangen. Aber auch viele Männchen geben auf den Veim, wie die Praxis beweist.

Obst- und Gartenbau

Betrachtungen über Gartengeräte

Gutes, geeignetes Werkzeug ist auch für den Gärtner Bedingung, will er seine Arbeiten nicht nur sachgemäß, sondern auch unter Aufwand möglichst geringer Kraft und wenig Zeit erledigen. Damit soll nun durchaus nicht einem schnellen und hastigen Arbeiten das Wort geredet sein. Man muß aber andererseits bedenken, daß es in jedem Garten so viel Arbeiten gibt, daß man jede, wenn auch gründlich, so doch möglichst schnell erledigen muß, um nicht andere Dinge durch unnötigen Zeitaufwand zu vernachlässigen.

Den meisten Aufwand an Kraft erfordert wohl das Umgraben im Garten. Von Wichtigkeit ist daher die einwandfreie Beschaffenheit des Spaten. Am besten haben sich hier die Gießspateln mit angelammierten bzw. gegossener Fülle für den Spatenstiel (s. Abb.) bewährt. Ist die Fülle nur angelammiert, so besteht die Gefahr, daß die Rieten mit der Zeit abgenutzt werden oder sich aus einem sonstigen Grunde



lockern. Dann ist aber ein stotter Arbeiten unmöglich. Die Fülle soll auch bei einem guten Spaten weit in das Blatt hineinreichen, damit dieses, besonders bei schwerem Boden, nicht so leicht abbrechen kann. Weiter hat das Spatenblatt eine leichte Neigung nach vorne, wodurch ein besseres Arbeiten möglich wird. Diese Neigung wird dadurch bewirkt, daß die Fülle mit dem Blatte nicht in einer Ebene liegt. Wo dies aber der Fall ist, kann man durch ein entsprechendes Zuspielen des Stieles wenigstens teilweise ausgleichen wirken. Was den Stiel anlangt, so soll dieser etwa 85 Zentimeter lang sein. Die Krücke ist gebogen mit dem Stiel verbunden, damit sie dauerhaft fest sitzt und mit der Zeit nicht schaukelt. Die Gesamtlänge des Blattes macht bei einem guten Spaten circa 30 Zentimeter aus, bei einer Breite von gut 20 Zentimeter. Durch die Schrägstellung während des Grabens wird eine Tiefe der Bodenbearbeitung von circa 25 Zentimeter erreicht. Ein ungeeigneter Spaten ist am unteren Blatt zugespitzt (s. Abb. links) und meist nur 20 Zentimeter lang. Man erzielt damit keine gleichmäßige Sohle beim Graben, die außerdem bei der angegebenen Länge des Blattes zu flach ist.

Das Düngen der Rosen

Zur Freude der Gartenbesitzer gedeihen Rosen fast überall. Natürlich brauchen sie, wie jedes pflanzliche Lebewesen, Licht, Luft und Sonne. Wärme und Feuchtigkeit spielen bei ihrem Gedeihen eine große Rolle. Am besten kommen Rosen auf „Ackerboden“ vorwärts. Leichte Böden wird man daher durch Kompost, schwere mit Torf, Kompost und Sand verbessern. Weiter lieben die Rosen besonders Kalk. Hier kann man je Quadratmeter unbedenklich etwa 400 Gramm geben, schweren Böden dabei Restfalk, leichteren kohlensauren Kalk. Bei Neupflanzungen ist immer eine Vorabdüngung mit Phosphorsäure, des Kalkgehaltes wegen am besten mit Thomasmehl, angebracht. Phosphorsäure fördert den Wuchs des Holzes und bringt reichliche, kräftige Blüten. Im Herbst und Winter schützt man die Rosen durch Auflegen von verrottetem Mist, der im Frühjahr zur Bodenverbesserung untergebracht wird. Langjähriger Stand von Rosen auf ein und demselben Beete kann dieses für die Rosenkultur ungeeignet machen. Es geht hier wie bei allen Gewächsen, der Boden wird „müde“. Ein Platzwechsel ist dann immer angebracht. Künstlicher Dünger soll nur zur Ergänzung von Stallmist (gut verrottet) verwendet werden. Das Wachstum wird durch geeigneten Schnitt, Jauchegüsse und Harnstoff sowie Ammoniaksuperphosphat günstig beeinflusst. Bei künstlicher Düngung ist gleichzeitig angemessen zu gießen. Neupflanzungen erfolgen im Spätherbst ab Oktober. Zu Bestellungen ist daher jetzt die gegebene Zeit.

Den Selleriepflanzen müssen alle Blätter und Wurzeln erhalten bleiben

Immer noch ist die Ansicht verbreitet, man müßte dem Sellerie Blätter und Seitenwurzeln nehmen, um gute Knollen zu erhalten. Wie aber Wissenschaft und Praxis lehren, braucht eine Pflanze zu ihrem Wachsthum unbedingt ihre Blätter und Wurzeln. Vergleichsversuche zeigen denn auch, daß Selleriepflanzen, die ganz oder teilweise ihrer Blätter und Seitenwurzeln beraubt werden, niemals so große Knollen liefern als solche, die unangetastet in dieser Beziehung bleiben. Blätter und Wurzeln ernähren eine Pflanze. Das soll man in der gesamten Gemüsegärtnerei sich immer wieder vor Augen halten, da auf diesem Gebiete viel gesündigt wird. Erinnert sei nur an die falsche Maßnahme, den Tomaten fast alle Blätter zu nehmen, sowie dem Rosenkohl. Auch den Krautpflanzen sollen die äußeren Blätter bleiben, solange sie noch nicht verwelkt sind. Hier schädigen sich viele

Meintierzüchter durch Ernten der äußeren Blätter am Gemüse zu Futterzwecken. Erst wenn ein Blatt anfängt zu welken, kann man es wegbrechen. Vorher wird man damit aber immer einen Eingriff in das Wachstum der Pflanze sehr zu deren Schaden vornehmen.

Vieh- und Geflügelzucht

Der Zucht-Bulle braucht Bewegung

Fast überall hört man Klagen, daß ein anfänglich sehr brauchbarer Bulle bald defaul, in vielen Fällen auch bössartig wird. So wandert manch gutes Tier vorzeitig auf die Schlachtkant. Bei dem folgenden Neuzug werden stellen sich aber immer wieder dieselben Mängel ein. Da kann es nicht mehr an den Tieren liegen. Die Fehler werden vielmehr in der Haltung gemacht. Gute Bullen werden bei der Aufzucht sachgemäß gefüttert und gehalten. Werden sie dann mit 1-1½ Jahren ihrem Bestimmungszweck zugeführt, so ist es meist damit zu Ende. Staat gutem Heu und angemessenen Mengen Hafers erhalten die Tiere zu viel mastiges Futter. Sauerfutter, Melasse, Schnitzel und auch Delfuchen sind kein Futter für einen Zuchtbulle. Unter solchen Verhältnissen wird er schwer und defaul. Fehlt es noch an Bewegung sowie der nötigen Klauenpflege, dann leidet das Gangwerk bald. Ein solcher Bulle hat beim Decken Schmerzen in den Gelenken und wird daher in dieser Beziehung unzulänglich. Auch das Zuführen von mehreren Kühen an einem Tage bewirkt daselbe. Ein Stier, der gut vererbt, soll aber möglichst lange zur Zucht benutzt werden. Um dies zu ermöglichen, ist neben sachgemäßer Fütterung auch angemessene Bewegung erforderlich. Von Jugend auf daran gewöhnt, eignet sich fast jeder Bulle zum Zug. Man muß ihn nur dazu mit der nötigen Sachkenntnis und Liebe anlernen, wie dies bei jedem Zugtiere erforderlich ist. Daneben soll der Stall hell und gut gelüftet, das Lager trocken und reichlich sein. Vielfach mästet man die Bullen im dritten Jahre, weil sie nach dessen Verlauf abgetrieben werden. Müßen sie dabei dann noch beden, so sind natürlich keine günstigen Zuchtergebnisse zu erzielen. Ein Masttier ist eben zur Zucht ungeeignet.

Bienenzucht

Am Bienenstand im Monat September

Im September ist die Reizfütterung beendet. Vor dem Einwintern wird noch eine gründliche Musterung vorgenommen. Schlecht bestiftende Königinnen sind unter allen Umständen zu entfernen. Ist keine Reserve vorhanden, dann vereinigt man das Volk mit einem anderen. Blatthornig ist zu entfernen, falls er nicht beim Brutnest zu finden ist. Das Winterfutter wird in großen Gaben verabfolgt. Die Lösung 1:1 wird vielfach als zu dünn bezeichnet. 3 Kilogramm Zucker und 2 Liter Wasser dürften das richtige Verhältnis sein. Die Lösung wird nicht gekocht, da der Zucker sonst kristallisiert. Bei der Fütterung soll größte Reinlichkeit herrschen, um der Räuberei vorzubeugen. Aus diesem Grund werden auch die Fluglöcher verengt. Nach der Auffütterung ist der Bau möglichst nicht mehr zu stören. Man beschränkt sich notfalls auf das Verdrängen von Fenstern usw. mit Leinwandstreifen. Leere Waben, die frei von Mottenbrut sind, werden in Zeitungspapier eingeschlagen und geschwefelt. Eine leere Beute ist ein guter Aufbewahrungsraum für sie. Die Honigräume werden geleert. Honigräume in einzelnen Waben läßt man hinter den Fenstern austrocknen. In Mehretagen bleiben in den unteren Teilen nur einige Netterwaben. Die Bienen sind so gezwungen, sich nach oben zu ziehen. Bis zum 20. September soll die Winterfütterung beendet sein. Im übrigen ist es Grundsatz, keine Schwächlinge mit in den Winter zu nehmen. Vor der Winterruhe müssen die Wölker noch eingeeignet werden. Dabei sollen unter keinen Umständen Bollenwaben entnommen werden. Man beschränkt sich vielmehr auf die hinteren Waben und dabei am besten auf die alten, fast schwarzen unter ihnen. Das Einengen muß mit Maß geschehen, damit noch Waben zum Eintragen des Winterfutters bleiben. Sind die Bienen gezwungen, die vorhandenen Waben bis ganz unten zu füllen, so ist das Futter an der unteren Rähmchenleiste meist verloren. Hier ist es im Winter bekanntlich am kältesten und das Futter für die Bienen daher nicht zu erreichen.

Fragelassen

Frage: Herzverweiterung beim Pferd. Meine Zuchstute, die an Herzverweiterung leidet, hat ein Stutfohlen. Vererbt sich das Weiden? Wie kann ich es mildern?

Antwort: Solch ein Weiden vererbt sich im allgemeinen nicht, sondern wird fast stets erst erworben. Die Stute kann also ruhig weiter zur Zucht dienen, besonders wenn sie niemals überanstrengt und immer ausreichend gefüttert wird.

Kranke Kähen. Unsere Jungkähnen haben eittrige Augen. Am Tage tränen sie auch. Was könnte man dagegen tun?

Antwort: Es kann ohne Untersuchung nicht entschieden werden, ob es sich um die Kähne (Kähe) oder nur um eittrige Entzündung der Lidbindehaut handelt. Im letzteren Falle kann man die Augen mit zweiprozentiger Borlösung auswaschen oder auch 0,5- bis 1prozentige Lösungen von Zinksulphat in den Lidbindehaut-Sack einträufeln. Sollte es sich um die Staube handeln, so gehen Sie am besten gleich zu einem Tierarzt.

70 Jahre Kreislandwirtschaftsschule Eppingen.

Unter den Landwirtschaftsschulen Badens nimmt die von Eppingen eine gewisse Sonderstellung ein: Ist sie doch mit einem Alter von jetzt 70 Jahren die älteste Landw.-Schule Badens. Der Sitz der Schule war ursprünglich Heidelberg, wo sie am 1. Dezember 1864 mit 23 Schülern unter der Leitung von Landwirtschaftslehrer Gsell eröffnet wurde. Zugleich wurde auch in Karlsruhe eine Winterschule eingerichtet: Beide verdanken ihr Entstehen dem damaligen Referenten für Landwirtschaft im Handelsministerium, Regierungsrat Dr. Rau, der mit seltenem Scharfsinn erkannte, worauf es bei der Neugründung ankam. Die damals bestehende landwirtschaftliche Fortbildungsschule erwies sich den Anforderungen gegenüber als zu beschränkt, die Ackerbauschule als unzulänglich, weil sie der Praxis zu weiten Spielraum gab und daher der eigentliche theoretische Bildungsgang litt. Die Aufgaben der landwirtschaftlichen Winterschule wurden von Dr. Rau in einer Weise umrissen, die noch heute Gültigkeit hat. Der in den Wintermonaten durchgeführte intensive Anschauungsunterricht, der innere Aufbau der Schule, ihre Einrichtung, das alles geht auf diesen Mann zurück und hat sich in seinem wesentlichen Teil bis heute gehalten.

Die Heidelberger Schule fand von Anfang an Freunde und Gönner, die durch Stiftung von Modellen, Gerätschaften, Stein- sammlungen usw. die gute Sache unterstützten. Wie der starke Besuch bewies, der Kurs 1864-65 zählte 23, der Kurs 1865-66 schon 41 und der Kurs 1866-67 bereits 52 Teilnehmer aus Heidelberg und seiner weiteren Umgebung, brachte auch die Landwirtschaft der Einrichtung das gebührende Interesse entgegen, jedoch die bad. Regierung zur Errichtung weiterer Winterschulen im Lande schritt: 1866 in Bühl, 1867 in Buchen (später nach Tauberbischofsheim verlegt), Offenburg, Mülheim und Meßkirch, 1868 in Ludenburger, Freiburg, Waldshut, Billingen und Radolfzell. Mit der Errichtung der Schulen in Buchen und Ludenburger sank aber der Besuch der Heidelberger Schule ganz rapid: Der Kurs 1867-68 zählte noch 17, der von 1868-69 19 Teilnehmer. Da sich die Nähe der Ludenburger Schule besonders nachteilig auswirkte, so wurde 1869 die Schule an einen andern Ort des Kreises verlegt. Sinsheim und Eppingen bewarben sich; Sinsheim machte den Vorzug besserer Verkehrslage geltend, Eppingen den seines landwirtschaftlicheren Charakters; außerdem erklärte sich der Eppinger Gemeinderat bereit, mit Ausschluß des Gehaltes des Schulvorstehers sämtliche Kosten für die Schule auch dann zu übernehmen, wenn sich der Kreis an derselben nicht beteiligen wollte. Das Handelsministerium entschied sich gegen die Kreisverwaltung für Eppingen. Der später folgende Beschluß der Kreisversammlung, die Schule als Kreisanstalt bestehen zu lassen, erhielt dauernden Bestand, jedoch sich Staat, Kreis und Stadt in die Organisation und Unterhaltung der Anstalt in folgender Weise teilen: Der Staat stellte den Schulvorstand, schreibt den Lehrplan vor und führt die technische Aufsicht über die Schule; der Kreis Heidelberg bezahlt die Hilfslehrer und Lehrmittel; die Stadt Eppingen stellt die Schulräume und einen Teil der Ausstattung. Am 1. November wurde so der 6. Winterkurs in dem Gebäude der Höheren Bürgerschule feierlich eröffnet. Der Kurs wurde von 19 Teilnehmern besucht. In den folgenden Jahren wurden folgende Teilnehmerzahlen festgestellt: 19, 17, 15, 13, 14, 10, 20, 14, 18, 20, 16, 12 usw. In den 90er Jahre machte sich ein neuer Aufschwung in der Besuchszahl bemerkbar: 1892-93 wurden 30 und in den folgenden Jahren 32, 33, 42, 38, 42, 38 Jungbauern gezählt. Die Schüler entstammten in der Hauptsache den Bezirken Sinsheim und Eppingen. Im Winter 1896-97 wurde die vollständige Trennung des Unterrichts in zwei Kurse durchgeführt. Trotzdem die Errichtung der landwirtschaftlichen Winterschule in Wiesloch im Jahr 1900 und die der landwirtschaftlichen Winterschule in Mosbach im Jahre 1902 den bäuerlichen Nachwuchs jener Gebiete für den Besuch der Eppinger Schule ausschaltete, so entschloß sich die Stadt Eppingen doch, im Jahre 1907 ein Schulgebäude zu erstellen, das gleichzeitig für die Gewerbe- wie die Landwirtschaftsschule bestimmt war, und das im Wintersemester 1910-11 bezogen wurde. In den Kriegsjahren 1914-15 wurde auch der Schulbetrieb sehr stark in Mitleidenschaft gezogen und fielen die Kurse 1914-15 und 1917-18 der Zeit vollkommen zum Opfer, während 1916 ein Unterkurs mit 18 Teilnehmern durchgeführt wurde. Betrug die Kursteilnehmerzahl in den Jahren 1908 bis 1913: 30, 27, 27, 35 und 39, so schnellte sie in den Nachkriegsjahren rasch in die Höhe: 66, 75, 64, 70, 43, 97, 50, 63, 62, 57; 66; 57 waren die Zahlen für 1919 bis 1930. Aber die Krisenjahre, die der Unternehmungsgeist der Landwirtschaft schärfsten Abbruch taten und das Bemühen um Erfolg und Rentabilität mehr oder weniger fragwürdig machten, spiegelten sich auch in dem zurückgehenden Besuch der Anstalt, wurden doch 1931 nur noch 31 und 1932 nur noch 32 Schüler gezählt. Aber sofort mit dem Einsetzen der Nationalen Schutzmaßnahmen, machte sich auch wieder das zurückkehrende Vertrauen und die gesunde, natürliche Zuversicht unseres Bauernstandes bemerkbar: Das Winterhalbjahr 1933-34 zählte 53 Kursteilnehmer, und es ist anzunehmen, daß dieser Stand auch in kommenden Jahren gehalten wird. Bemerkenswert ist übrigens noch, daß sich erfreulicherweise das zahlenmäßige Verhältnis der Besucher des Unterkurses zu denen des Oberkurses zu Gunsten des Oberkurses entwickelte.

Da man die Bedeutung erkannte, die in der Fachbildung der Jungbauern begründet ist, und die Notwendigkeit einsehend, dem fortschrittlichen, auch theoretisch durchgebildeten Bauer die fortgeschrittenen, ausgebildeten und fachlich geschulte Frau zur Seite zu stellen, so nahm man im Jahre 1925 auch Jungbäuerinnenkurse auf. Auch hier setzte sich mehr und mehr die Erkenntnis von den Vorteilen dieser Einrichtung durch, und in den beiden letzten Winterhalbjahren wurden 34 bzw. 31 Kursteilnehmerinnen gezählt.

Das Aufgabengebiet der Landwirtschaftsschule hat durch diese Einrichtung eine wesentliche Erweiterung erfahren. Eine nicht minder wertvolle Ergänzung bildete der bäuerliche Versuchring „Ehrensau“, der im Jahre 1927 begründet, seitdem ein ungeheurer Stützpunkt der Arbeit bewältigt und in der Verfolgung seines Ziels: die Rationalisierung und Standardisierung auf dem Gebiet des Acker- und Pflanzenbaues zu fördern, zahllose Düngeversuche, Sorten-Anbauversuche, Maßnahmen zur Schädlingsbekämpfung, zur Bodenbearbeitung, Bodenuntersuchungen usw. durchführte.

Heute, wo die Landwirtschaft mehr denn je im Mittelpunkt der Staatsinteressen steht und man sich mit Recht von jener verhängnisvollen Handelspolitik, die den Ruin der Landwirtschaft in greifbarer Nähe rückte, abgewendet hat, ist auch in der Eppinger Schule ein Geist unermüdlicher Schaffensfreude lebendig, der den Garant für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Schule bildet. Konnten auch die schweren Krisenjahre den Bestand der Schule nicht erschüttern, so stehen jetzt in der Zeit bäuerlicher Wertschätzung, wo man die Wurzel der Nation in dem Bauernstand erkannt hat, die Zeichen günstig, und es ist nur zu wünschen, daß auch der Bauer und Landwirt die ihm zuteil gewordene Stellung zu würdigen weiß und dem Jungbauern

eine fachliche Ausbildung mit auf den Weg in das nunmehr wieder erfreulichere Leben gibt.

Joffres große Schlacht (Sept. 1915)

Mitallierter Durchbruchversuch von 80 französischen und englischen Divisionen. — Zwischen Arras und Reims tobte der Massenkampf. — „Sie kommen nicht durch!“

„Alles ist geistlos, daß dieser Angriff mit erheblichen Kräften und gewaltigen materiellen Mitteln unternommen werden kann. Es wird sich nicht nur darum handeln, die ersten Gräben wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzuführen über die zweiten und dritten Linien bis in das freie Gelände. Die ganze Kavallerie wird an diesen Angriffen teilnehmen.“

(Armeebefehl d. General Joffre im Sept. 1915.)

Mit gewaltigen Kräften und Mitteln, fünfzehn- bis zwanzigmal so stark als bei früheren Angriffen, sollte der Durchbruch in der Champagne und im Artois im Herbst 1915 erzwungen werden. 33 Infanterie-Divisionen unter General Castelnau standen für die Champagne bereit. 18 französische Divisionen unter Joffe, 13 englische Divisionen unter Haig, waren zur Durchführung im Artois eingesetzt. 15 Kavallerie-Divisionen sollten den Angriff unterstützen. Außerdem standen noch weitere 12 Infanterie-Divisionen, viele tausend schwere und eine ungemessene Zahl leichter Feldgeschütze zur Verfügung.

General Joffre konnte mit gutem Gewissen seinen Armeebefehl erlassen. Franzosen und Engländer hatten nach menschlichem Ermessen für alles gesorgt.

Aber auch die deutschen Stellungen zwischen Arras und Reims waren in der Zwischenzeit vorbildlich ausgebaut worden. Unvorhergesehen kam der Angriff wahrlich nicht. Seit Monaten hatten sie drüben ihre Stützgruppen hinter der Front verlagert. Das Grabengewirr und die Zugangsstollen bildeten eine fortlaufende Linie kleiner Forts. Alle Erfahrungen des abgelaufenen ersten Kriegsjahres hatte man praktisch ausgenutzt. Ueber schlechte Straßen und Sumpfstrecken waren Knüppelbäume gelegt. Ein Armeegruppenbefehl wandte sich an den Geist der Männer, die dem ersten Ansturm der Franzosen widerstehen sollten: „Wo immer der Ansturm kommt, soll ihn unser wohlgezieltes Feuer empfangen; im Sturm- und Handgranatenangriff wollen wir den Feind hinauswerfen, wo er eindringt. Wenn wir hierzu den eisernen Willen, die todesmutige Entschlossenheit haben, dann muß jeder feindliche Angriff zerfallen, und das Vaterland kann ruhig auf die eiserne Mauer blicken, die seine Ehre hier bilden.“

Dieser Worte bedurfte es nicht mehr. Deutschland's Wägen waren innerlich und äußerlich gerüstet. Sie wußten, ein Kampf mit der Hölle stand ihnen bevor, und sie fürchteten den Teufel nicht.

Tag des Herbstbeginns: Der erste rasende Vortritt der Granaten raucht über die Gräben. Eine Zerstörungsmelodie rauscht über die Champagne. In immer schnellerer Folge rollen die Klänge, vom Süden, vom Norden, von Westen. Es flopf und poltert, schlägt und reißt, winfelt und heult. Stunde auf Stunde, Tag auf Tag raucht dieser Granatenregen dahin. Sie kommen nicht zu Tausenden, nicht zu Hunderttausenden — sie kommen zu Millionen. Sie überschütten die deutschen Stellungen an der ganzen Front. Vor allem aber an den Punkten, die zum Hauptangriff ausersehen sind: bei Soissons, bei Albert, bei Arras und bei Soos.

Freund und Feind liegen an vielen Stellen bis auf wenige Meter beieinander. An den Sappenöffnen trennt sie oft nur ein Zwischenraum von 10 bis 20 Metern. Die Streuung der Geschütze geht weiter über diese Masse hinweg, und die französische Infanterie ist sehr empfindlich, wenn ihre eigene Artillerie zu kurz schießt. Deshalb schießt der Franzose seine Granatengärten am liebsten hinter die vorbereitete deutsche Linie. Er muß dabei auf Vorkretter allerdings verzichten, aber seine eigene Infanterie ist nicht gefährdet. Fünfzig Stunden währt die Artillerievorbereitung, an einigen Stellen sogar sechzig Stunden, d. h. für den Verteidiger 50 oder 70 Stunden, ohne etwas tun zu können, weillos in den Schächern zu sitzen. Es ist, als würde die ganze Linie der Schützengräben von furchtbaren Dampfhammern zusammengeknallt. Man kann sich kaum vorstellen, daß in diesen Gräben und Unterständen noch Menschen leben und atmen. Die einzelnen Einschläge sind nicht mehr zu unterscheiden. Alles vereinigt sich zu einem Ton, zu einer Schreckensmelodie, zu einem unaufhaltsam schaurig dröhnenden Grabesang.

Mit zusammengehörigen Lippen fassen die Männer unter dieser Gewalt der explodierenden Geschosse täglich zehn Stunden lang, jede Sekunde das Ende erwartend, jede Sekunde Einschläge vernehmend, die sich an den einen Erdwinkel, in dem man Schutz gefunden hat, näher und näher herantasten. In nächster Nähe zerplatzen die Ungetüme. Der Knall zerreißt das Trommelfell. Luft dreht sich in die Höhe, löst das Vieh aus, reißt die kümmerlichen Geräte von den Tischen, überschüttet den Eingang mit Erde und Sprengstücken.

Die Unterstände sind bebende Höhlen geworden, in denen manatenlos warten muß, wehrlos gefesselt, verdammt, alles über sich ergehen zu lassen.

Und wie sieht es am nächsten Morgen aus, wenn man eine kleine Feuerpause benutzt um hinaus zu sehen? Das gut ausgebaute Grabengewirr ist verschwunden. Nur noch Grabenstäbe und Köcher sind vorhanden. Dazwischen frisch aufgeworfene Erde, aus denen Köcher und Trümmer ragen. Verwundete sammern, und tote liegen harr und stumm mit dem Kopf in der Erde, als wollten sie sich schützen, um nichts mehr hören und sehen zu müssen.

Drei Tage und drei Nächte rast der Tode ohne Pause.

Der Tag des Weltunterganges scheint angebrochen. Der Vorn ist so ungeheuerlich, daß kaum einer das Wort versteht, das er selber spricht.

Eine Unterhaltung, eine Verhandlung mit dem Kameraden zur Rechten oder zur Linken ist nur gelegentlich einmal möglich. Fürchtbar sind die Nächte, wenn die Haubitz und Mörser, die tagsüber unsichtbar waren, durch den grellen Feuerchein ihres Abganges den Standort veraten. Die Linien der Höhenzüge lassen sich dann nicht mehr unterscheiden. Die Erde ist wie ein Vulkan oder vielmehr eine Kette von Vulkanen, die unausgesetzt Feuer sprühen. Zwischen den wirklichen und echten Sternen stehen vorgepostet die um vieles helleren Leuchtflugeln. Der ganze Himmel ist ein Gewirr von Irrlichtern. Die Hölle ist jetzt nicht nur zu hören, sie ist auch sichtbar geworden.

Am Morgen muß der Blick wie gewöhnlich die Zerstörung. Man ist erstaunt, so viel Fehlzünder zu finden, d. h. Granaten, die nicht explodiert sind. „Amerikanische Munition“, lächelt der Sachverständige. Sie hat den Erwartungen, die die Feinde in sie setzten, nicht entsprochen. Man wird sie wegschaffen, wenn das große Aufräumen beginnt.

Der Angriff stößt auf die eiserne Mauer.

Der Morgen des 25. September steigt auf. Es wird ein schöner, sonniger Tag. Jetzt rühren sich drüben wieder einmal die Rinnenwerfer, mit einer Heftigkeit, wie man es vorher noch nie bemerkt hat. Das muß die Einleitung zu etwas Besonderem sein. Weiher Rauch liegt, nebelgleich, zwischen den Stellungen. Man plant wohl einen überraschenden Gasangriff gegen die deutsche Artillerie. Die Männer an den Geschützen sollten betäubt werden und nicht inschanden sein, während des bevorstehenden Angriffs einzugreifen. Man mochte sich das drüben so vorgestellt

Deutsche Gedenktage

„Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren.“ Wilhelm Raabe.

Was geschah heute —

- 1983 Die evangelische National-Synode wählte Landesbischof Ludwig Müller einstimmig zum Reichsbischof.
- 1926 SA-Mann Emil Müller aus Germersheim von einem französischen Soldaten erschossen (geboren 10. 12. 1905).
- 1921 Der Komponist Engelbert Humperdinck (Opern „Hänsel und Gretel“, „Die Königskinder“) starb in Reutlingen (geb. 7. 9. 1854 in Siegburg).
- 1870 Uebergabe von Straßburg.
- 1856 Der Kolonialpolitiker Karl Peters in Neuhaus (Elbe) geboren (gest. 10. 9. 1918 in Woltorf, Hannover).
- 1785 Friedrich Friesen, Mitglied der Lüchowischen Freischar, Mitbegründer der deutschen Turnerei, in Magdeburg geboren (gest. am 16. 3. 1814 in La Lobbe).
- 1772 Die Schande Westpreußens huldigen in der Marienburg Friedrich dem Großen, der den Titel „König von Preußen“ annimmt.

haben: Die deutschen Gräben sind jetzt zusammengeschossen. Die meisten werden getötet, verwundet oder verschüttet sein. Einige werden ja noch leben, aber mit denen können wir fertig werden. Vielleicht haben Herr Joffre und sein General ihren Plan darauf aufgebaut. Bis dahin war ihr bis in alle Einzelheiten wohl durchdachter Angriffsplan ja auch in glänzender Ordnung abgerollt. Die deutsche Artillerie hatte nur schwach geantwortet. Der Durchstoß auf einer Front von hunderten von Kilometern war schließlich nichts mehr als eine Promenade für die Infanterie.

Um 10 Uhr vormittags schneigt das Feuer mit einem Schläge. Es herrscht eine seltsame und ungenohnte Stille. Gleich darauf hebt es wieder ein, aber nun liegen die Einschläge weiter hinten, und die vorne wischen, jetzt geht es los, jetzt werden sie kommen. Und sie kommen, steigen drüben aus den Gräben, während tausende von glühenden Augen an der deutschen Front auf sie warten. Erkannt werden die deutschen Kämpfer, wie Franzosen und Engländer, das Gewehr in der Hand, gemächlich daherschreiten. Sie tun, als sei das ein Spaziergang, als müßten ihnen die deutschen Stellungen wie reife Früchte in die Hände fallen. Da arbeitet sich ein dicker Korporal aus dem Graben hervor. Endlich hat er es geschafft. Er steht oben und wirft das Köppi vergnügt in den Nacken. Jetzt sprüht es Feuer von der deutschen Seite. Der Dide bricht zusammen, richtet sich wie erkannt, zur Hälfte wieder auf und rollt in den Graben zurück, den er eben so siegesfroh verlassen. Auf der deutschen Seite ist niemand mehr ängstlich beobacht, Deckung zu nehmen. Die Körper richten sich über die Brustwehr. Die Maschinengewehre beginnen zu mähen, die Gewehre knallen. In Hunderten fallen die Franzosen. Ganze Trupps werden gefangen genommen. In anderen Stellen überrennt die gewaltige Uebermacht die Verteidiger. Aber sie kommen nicht weit. Ein paar Meter weiter tut sich auch vor ihnen die eiserne Mauer der deutschen Kämpfer auf. Sie kommen nicht durch.

Joffres Große Schlacht endete in der Kreide der Champagne und im Sande des Artois.

Aber nichts hat die deutschen Kämpfer so in Erstaunen gesetzt, wie der Anblick der französischen Stürmer mit vollgepackten Tornister. „Die haben sich wohl eingebildet, gleich nach Berlin durchzukommen“, hieß es. Die Vollgepackten kamen auch durch, — nur als Gefangene.

Eine unermehnbare Bergfeste

Sohnungsloser Kampf der kanadischen Polizei gegen einen Waldläufer — Schwere Bombenflugzeuge angefordert.

„Polizeigruppe Kennedy von der Jagd auf Albert Johnson zurückgekehrt. Johnson konnte nicht unbeschädigt gemacht werden, da der Abteilung Lebensmittel und Munition ausgehen. Verluste der Gruppe Kennedy: 1 toter Sergeant, 1 schwerverwundeter Mann. Sie wurden auf Patrouillengang von Johnson angegriffen. — Es wird geraten, gegen Albert Johnson wieder mit schweren Bombenflugzeugen vorzugehen.“ — Dieser Bericht lag vor einigen Tagen an dem Schreibtisch des Polizeigewaltigen von Kanada. Seit drei Jahren führt er schürffest Krieg gegen den Fallenteller und Waldläufer Albert Johnson, der jetzt als Bandit die Umgegend von Edmonton unsicher macht.

Immer, wenn die Luft rein ist, kommt Johnson, von dem man nicht weiß, ob er nun wirklich ein Bandit oder ob er geistesgestört ist, aus seiner Festung, die er sich vor drei Jahren in einer einsamen, verstreuten Gegend Kanadas angelegt, hervor. Dann geht er auf Raub aus. Alles, was sich ihm in den Weg stellt, schießt er ab wie wilde Wölfe. Er macht keinen Unterschied zwischen Zivilisten und Polizisten. Nur Kinder und Frauen schonert er.

Seine Festung hat er so günstig angelegt, wobei ihm die Natur unterhülft, daß ihm mit den modernsten Waffen nicht betzukommen ist. Will man ihn austräufeln, so muß man den ganzen gewaltigen Berg sprengen, in dem die Festung des Fallentellers liegt. Seit drei Jahren werden laufend die besten Abteilungen ausgesandt, um den merkwürdigen Menschen zu fangen oder ihn zu töten. Aber immer wieder kehren die Abteilungen mit 1 bis 2 Toten und Verwundeten zurück. Selbst eine Belagerung, die vier Monate währte, war erfolglos.

Albert Johnson muß auf Jahre hinaus mit Lebensmitteln und Waffen versorgt sein. Denn sonst könnte er sich nicht so gut halten. Früher vermutete man, daß er Wehlfische hatte, da während einer längeren Belagerung ständige Raubzüge ausgeführt wurden, die ganz denen Johnsons ähnelten. Durch Zufall entdeckte man dann aber, daß der Bandit zwei Eingänge zu seiner Festung hatte. Nichtsahnend drangen die Polizeibeamten, die Waldläufer unter modernster Führung sind, in diesem zweiten Gang vor. Doch kaum waren sie etwa hundert Meter voran gekommen, so erkante vor ihnen eine furchtbare Detonation. Entsetzt hoben sie dem Ausgang zu. Später stellten sie fest, daß der Eingang nur noch 150 Meter tief in den Berg gebohrt war. Alles andere war verschüttet.

Nach Ansicht der Sachverständigen muß Johnson Höllenmaschinen an den Eingängen angebracht haben, die wie Selbstschüsse funktionieren. An drei Eingängen in die Höhle war also nicht zu denken. Da ging die nächste Abteilung, die zum Fang des Fallentellers ausgesandt war, mit Handgranaten und Tränengasbomben vor. Die Handgranatenwerfer konnten sich nur bis dicht vor den Eingang wagen. Mindestens hundert Handgranaten explodierten in der Höhle. Dreißig Tränengasbomben folgten ihnen, aber unaufhörlich knatterten in der Höhle zwei Maschinengewehre. Sie mußten sehr gut geschützt sein, außerdem wurden sie anscheinend aus dem Inneren des Berges automatisch betätigt.

Ein Beamter, dem einmal gelang, ein Stückchen weiter in die Höhle zu dringen — anschließend ließ ihn Albert Johnson mit Abzügen passieren, damit er nachher von seiner Festung berichten konnte —, erzählte, daß er mindestens 20 Maschinengewehrwindungen sah, die auf den Ausgang gerichtet waren.

Schon mancher hohe Polizeibeamte in Kanada mußte dieses Verwölks in der Eiswüste wegen gehen. Man warf ihm Untätigkeit vor. Aber selbst den tüchtigsten Nachfolgern gelang es bisher nicht, Albert Johnson unbeschädigt zu machen. — Jetzt will man mehrere Bombenflugzeug-Geschwader gegen die Festung vorführen. Die Arbeit kleinerer Flugzeuggruppen war bisher erfolglos.